

Lokalisierter Modernismus

Der Sonderweg der estnischen Architektur in der Sowjet-Ära

Estland, Lettland und Litauen nahmen innerhalb der UdSSR eine Sonderstellung ein. Seit dem 18. Jahrhundert gehörte das Baltikum dem Russischen Reich an. Im Gefolge der Oktoberrevolution erlangten die drei Länder ihre Unabhängigkeit (1919). Doch mit der Unterzeichnung des Hitler-Stalin-Paktes am 23. August 1939 war das Schicksal dieser Staaten besiegelt. Wenig bemerkt von der Weltöffentlichkeit wurden sie 1940 von der Sowjetunion annektiert. Da die baltischen Republiken aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg vollständig in das sowjetische System integriert wurden, wiesen sie weiterhin eine eigenständige kulturelle Tradition auf, die sie deutlich von anderen Unionsrepubliken unterschied. Gerade in der Architektur existierte eine originäre Formensprache, die sich stark an Vorgaben aus den skandinavischen Ländern orientierte. Vor allem Estland spielte in dieser Hinsicht eine Vorreiterrolle.

Der „Kalksteinfunktionalismus“ der Zwischenkriegszeit

Nach der Unabhängigkeit dominierte zwar in der estnischen Architektur ein retrospektiver Traditionalismus, doch auch der Funktionalismus konnte einen gewissen Einfluss erlangen. Überall im Land entstanden neue Schulen, Wohn- und Einfamilienhäuser, die von einer modern-sachlichen Bauweise geprägt waren.

In den 1930er Jahre kamen in Estland – wie in den andern baltischen Staaten auch – reaktionäre Kräfte an die Macht, die das „Nationale“ besonders betonten. Bei öffentlichen Bauaufträgen setzten sich ein repräsentativer Neoklassizismus und „heimische“ Materialien wie Dolomit oder Kalkstein durch. Allerdings verschwand der Funktionalismus nicht völlig aus der estnischen Architektur: Vor allem in den Badekurorten und in der Stadt Pärnu konnte sich dieser Baustil halten.

In gewisser Weise verschmolzen in Estland sogar beide Architekturströmungen zum so genannten Kalkstein-Funktionalismus. Obwohl dieses Material eigentlich als Sinnbild nationalsozialistischer bzw. stalinistischer Monumentalität gilt, betont die neuere estnische Architekturtheorie, dass es sich bei dieser Form des Funktionalismus um einen Versuch gehandelt habe, die Ideen der Moderne unter ganz spezifischen, regionalen Bedingungen umzusetzen. Man müsse deshalb von einem „lokalisierten Modernismus“ sprechen.

Diese Entwicklung fand im Sommer 1940 mit der russischen Okkupation ein jähes Ende. Das stalinistische Zwangssystem wurde eingeführt und Teile der estnischen Eliten nach Sibirien deportiert. Als dann die Wehrmacht die Sowjetunion überfiel und rasch das Baltikum besetzte, begrüßte die Mehrheit der Bevölkerung die deutschen Truppen als Befreier. Nicht wenige Balten, darunter auch Zehntausende Esten, schlossen sich SS- oder Wehrmachtsverbänden an. Schließlich eroberte die sowjetische Armee 1944-45 das Baltikum zurück. Doch erst Anfang der 1950er Jahre gelang es der Sowjetmacht, den Widerstand antikommunistischer Partisanen in Lettland und Estland endgültig zu brechen.

Die Rückkehr der Moderne

Nach dem Kriegsende erfolgte die „Sowjetisierung“ der estnischen Architektur – nicht zuletzt infolge eines Mangels an neu ausgebildeten Fachkräften – nur sehr zögerlich. Weiterhin wurden Bauten entweder im funktionalistischen Stil (u. a. der Yachtclub Pirita, 1948-49, Architekt P. Tarvas) oder in der traditionell-repräsentativen Formensprache der Vorkriegsarchitektur errichtet (z. B. die Rekonstruktion des Theaters „Estonia“ in der Hauptstadt Tallinn,

1945-51, Architekt A. Kotli). Zwar gewann mit der Zeit auch in Estland die dekorative „Sowjet-Folklore“ an Bedeutung, doch letztlich konnte sich die stalinistische Baudoktrin nicht flächendeckend durchsetzen. Mit der einsetzenden „Tauwetterperiode“ der Chruschtschow-Ära fand diese „realsozialistische“ Architektursprache ein rasches Ende.

Der „bürgerliche Formalismus“ war nun nicht mehr verpönt und die estnischen Architekten hatten wieder die Möglichkeit, sich an der internationalen Moderne zu orientieren. Es kam zu einer Rückkehr und Weiterentwicklung des Funktionalismus der Vorkriegszeit, wobei man sich – aufgrund der räumlichen und sprachlichen Nähe – vor allem an finnischen Konzepten orientierte. Bereits in den frühen 1960er Jahren bestand zwischen beiden Ländern eine Fährverbindung, die mehr persönliche Kontakte und einen engeren Informationsaustausch ermöglichte. Auch finnische Design- und Industrieausstellungen, die zu dieser Zeit in Moskau und Tallinn veranstaltet wurden, hatten auf estnische Architekten und Künstler eine stimulierende Wirkung. Der Einfluss der „finnischen organischen Architektur“ machte sich in Estland vor allem beim Bau von Einfamilien- und Sommerhäusern bemerkbar. Insbesondere die Architektin V. Portmeister spielte in dieser Hinsicht eine bedeutende Rolle. Als Beispiel sei hier lediglich auf den transparent wirkenden Blumenpavillon in Tallinn (1958-60) verwiesen, der einfühlsam in die umgebende Landschaft platziert wurde.

Die Aufbruchsstimmung der „Tauwetterperiode“ manifestiert sich am deutlichsten im Komplex der Tallinner Sängertribüne (1957-60), die von den Architekten A. Kotli und H. Sepmann errichtet wurde und damals international als eine der kühnsten



von links nach rechts:
Tallinn-Pirita:
Segelsportzentrum
(1975-80, Architekten
u. a. A. H. Looveer, H.
Sepmann)
Pärnu: Terrassen-
Apartmentanlage
(1972-1981, Architekt
T. Rein)
Tallinn: Stadthalle,
Terasse (1975-80,
Architekten R. Karp
und R. Altmäe)



oben und Mitte:
Tallinn-Pirita: Segel-
sportzentrum (1975-
80, Architekten u.a.
A. H. Looveer, H.
Sepmann)

unten:
Tallinn: Stadthalle,
Veranstaltungssaal
mit 4.800 Sitzplätzen
(1975-80, Archi-
tekten R. Karp und R.
Altmäe)

Ingenieurleistungen galt. Ein an Stahlseilen aufgehängtes, bogenförmiges Dach, dessen Spannweite 74 Meter beträgt, ist das Hauptkennzeichen des Gebäudes. Ein sich daran anschließender, 42 Meter hoher, mit Kalkstein verkleideter Turm, verweist wiederum auf die estnische Bautradition der Vorkriegszeit. Die frühe „lokale Moderne“ spielte im kollektiven Gedächtnis vieler Esten eine wichtige Rolle, sahen sie doch darin Symbol für ihre nationale Identität.

Ungeachtet einer gewissen Liberalisierung duldete die Zentrale in Moskau auch nach dem Ende des Stalinismus keine allzu großen Eigenmächtigkeiten. Dennoch gelang es Estland, einer der kleinsten Sowjetrepubliken (1980: 1,5 Millionen Einw.), sich ein beträchtliches Ausmaß an kultureller Autonomie zu bewahren. So konnte sich in der Nachkriegszeit eine Kunstavantgarde formieren, die – im Gegensatz zur herrschenden Praxis in der UdSSR – nicht völlig in den Untergrund verbannt und von den lokalen Behörden geduldet wurde. Lediglich in Armenien existierte ein ähnlich liberales Klima im Umgang mit nonkonformer zeitgenössischer Kunst. Einheimi-

sche Künstler zeigten ein aktives Interesse an neuen Trends; wobei sie sich vorwiegend außerhalb der sowjetischen Ästhetik bewegten. Auf diese Weise kamen auch Ideen der Pop- und Op-Art nach Estland und einige Künstlergruppen experimentierten mit Konzepten der westlichen Avantgarde. Tallinn avancierte zu einem renommierten Grafikzentrum, das seine Repräsentanten auch zu westlichen Wettbewerben und Ausstellungen entsandte.

Massenwohnungsbau und öffentliche Prestigeprojekte

Die forciert betriebene Industrialisierungspolitik durch die Wirtschaftsplaner der Zentrale brachte einschneidende soziale Folgen für Estland mit sich. So wuchs die städtische Bevölkerung von 34 Prozent im Jahr 1940 auf 70 Prozent im Jahr 1979. Die Anforderungen der arbeitsteiligen Sowjet-Ökonomie, der Mangel an Arbeitskräften und die Anziehungskraft eines höheren Lebensstandards verursachten eine beträchtliche Immigration aus anderen Regionen der UdSSR. Gerade der Zuzug von Russen wurde dadurch verstärkt, dass Moskau verlässliche



politische Kader sowohl für die politisch-administrativen Institutionen als auch für den Kommunikations- und Transportsektor benötigte. Als Ergebnis verringerte sich die estnische Mehrheit in der Republik von 88 Prozent (1934) auf 64,7 Prozent im Jahr 1979. Jeder vierte Einwohner war zu diesem Zeitpunkt russischer Nationalität (28 Prozent).

Angesichts des wachsenden Zustroms von Arbeitskräften in die städtischen Zentren setzte ab Mitte der 1950er Jahre eine verstärkte Industrialisierung des Wohnungsbaus ein. Durch die Einführung von Stahlbetonelementen und den Einsatz neuer Materialien (u. a. Mineralwolle, Holzfaserplatten, Baukeramik) und Technologien kam es zu einer Beschleunigung der Bautätigkeit. Ab Anfang der 1960er begann man in Tallinn mit der Produktion von Großblockbauten. In den nächsten Jahrzehnten entstanden am Stadtrand monotone Wohnviertel wie Mustamäe oder Lasnamäe, in denen nur wenige Haustypen zum Einsatz kamen. Versuche, differenziertere Modelle mit variablen Grundrissen und unterschiedlichen architektonischen Gestaltungsformen zu entwickeln, kamen nie über das Entwurfssta-

dium hinaus. Zudem fehlte in den Großsiedlungen, wie überall in der Sowjetunion, eine ausreichende soziale Infrastruktur. In den 1980er Jahren begannen estnische Bürgerinitiativen gegen die Plattenbauten zu protestieren. Zum einen sahen sie die historische Identität der Stadt Tallinn bedroht, zum anderen gab es ein wachsendes Ressentiment gegen die russische Bevölkerungsmehrheit in den Großsiedlungen.

In der Kernstadt versuchte man hingegen, mit einigen repräsentativen Staatsprojekten die fortgeschrittene Entwicklung der sowjetischen Gesellschaft zu demonstrieren. Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht die Tallinner Stadthalle (1975-80), bei der man auch auf den lokalen Kontext Rücksicht zu nehmen versuchte. Um die Silhouette der Altstadt nicht zu beeinträchtigen, sah der Entwurf eine eigenwillige Überdachungskonstruktion vor. Die Architekten R. Karp und R. Altmäe gestalteten das Hauptgebäude mit dem kreisförmigen Veranstaltungssaal (4.800 Sitzplätze) möglichst niedrig und verstärkten optisch die Abflachung des Bauwerks, indem sie es mit einem bastionsartigen, zweigeschossigen Rundbau umgaben. Das flache Dach

dient als Aussichtsplattform, die über breite Treppenstufen sowohl von der Stadt- wie von der Seeseite erreichbar ist. Insgesamt wirkt das gigantische Bauwerk wie eine präkolumbianische mexikanische Tempelpyramide.

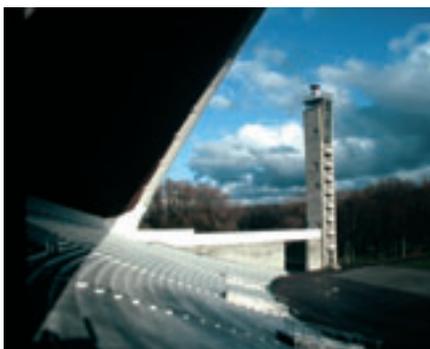
Von einem neorationalistischen Stil ist demgegenüber das Segelsportzentrum in Tallinn-Pirita (1975-80, Architekten u. a. A. H. Loopeer, H. Sepmann) geprägt, das im Rahmen der Moskauer Olympischen Spiele von 1980 gebaut wurde.

Ambitionierte Kolchosen-Architektur
Als Bestandteil der damaligen Planwirtschaft gab es in Estland mehrere urbanistische Projektierungsinstitute, die auf bestimmte Bereiche spezialisiert waren. Das Institut „Esti Projekt“ befasste sich mit Stadtplanung und öffentlichen Bauten, „Tööstusprojekt“ mit Industriekomplexen, „Esti Maaehitusprojekt“ war für die Planung von Produktions- und Siedlungsbauten auf dem Lande zuständig. Da die Zahl der Bauvorhaben in der Landwirtschaft immer weiter anwuchs, wurde zusätzlich die Vereinigung „Esti Kolhoosiehitus“ gebildet, die speziell die Aktivitäten der Agrargenossenschaften (Kolchosen) organisierte. „Esti Projekt“ war zwar die bedeutendste Einrichtung, unterstand aber stärker der bürokratischen Kontrolle der Partei und der großen staatlichen

Baugesellschaften. Architekten, die tendenziell unkonventionelle Entwürfe bevorzugten, versuchten deshalb eher bei „Esti Kolhoosiehitus“ unterzukommen, denn dort gab es deutlich mehr Freiheiten.

Die estnischen Kolchosen arbeiteten – ganz im Gegensatz zu den sowjetrussischen – produktiv und brachten es zu einem gewissen Wohlstand. Sie profitierten vor allem von der Versorgung der nahe gelegenen Metropole Leningrad. Die Menschen in den ländlichen Regionen verfügten deshalb über einen höheren Lebensstandard als die Städte, so dass es in der Unionsrepublik Estland ein Gefälle vom Land zur Stadt gab. Eine sozialräumliche Polarität, die für sowjetische Verhältnisse ausgesprochen ungewöhnlich war.

Dank ihres ökonomischen Aufstiegs und entsprechender Ressourcen konnten es sich die Kolchosen zunehmend erlauben, aufwendige Architekturvorhaben in Auftrag zu geben. Aber auch das Konkurrenzdenken zwischen den Genossenschaften führte dazu, dass die lokalen Führungskader prestigeträchtige und originelle Bauten realisieren wollten. Im Mittelpunkt der baulichen Ambitionen stand meist die Errichtung eines administrativen und kulturellen Zentrums, welches Büroräume und einen Saal für Gemeindeaktivitäten



oben und Mitte:
Tallinn: Sängertribüne (1957-60, Architekten A. Kotli und H. Sepmann)

unten:
Tallinn: Blumenpavillon (1958-60, Architektin V. Portmeister)

(Sport, Theater, feierliche Anlässe etc.) umfasste. Häufig gab es zudem eine Post, Bank oder Leihbibliothek. Besonders hervorzuheben ist das Kolchos-Verwaltungsgebäude in Rapla (1971-77, Architekt T. Rein), das damals als eines der extravagan-
ttesten Architekturprojekte in der estnischen Unionsrepublik galt. Die oktogonal gestaltete Form des Gebäudes mit seiner futuristischen Anmutung steht für die architektonische Vision der damaligen Sowjetunion, sich als progressive, wissenschaftlich-technologische Gesellschaft zu präsentieren.

Die Tallinner Schule

Im Laufe der 1970er Jahre kam es zu einem Paradigmenwechsel in der estnischen Architektur, der auch mit einem Generationenkonflikt in der Disziplin verbunden war. Die damals führenden Urbanisten bauten weiterhin im Internationalen Stil und trugen die Verantwortung für zahlreiche Großsiedlungen nach dem Vorbild Mustamäes und Lasnamäes. Gegen diese Entwicklung opponierte eine Gruppe von jungen Künstlern und Architekten (darunter T. Rein und L. Lapin), die später als die „Schule von Tallinn“ bekannt wurde. Sie wagte es, sich auf die estnische Baukunst der Zwischenkriegszeit zu beziehen und die erste kritische Ausstellung über die sowjetische Massenarchitektur zu veranstalten. Was die architekturtheoretischen Grundlagen betraf, so rezipierte die „Tallinner Schule“

sowohl die französische Revolutionsarchitektur und den sowjetischen Konstruktivismus der 1920er Jahre als auch postmoderne westliche Strömungen, die auf lokale Traditionen und Geschichte setzten. Nach langen Auseinandersetzungen gelang es schließlich der Gruppe, die estnische Öffentlichkeit davon zu überzeugen, dass neben Chorgesängen und Volkstänzen auch ihre Architektur als „heimische“ Kunst, ja als Symbol des Widerstandes gegen das rigide Sowjetsystem zu verstehen sei. In gewisser Weise mutierte dann in den 1980er Jahren der Postmodernismus zum „nationalen“ Baustil in Estland.

Die Synthese der verschiedenen Tendenzen manifestiert sich wohl am klarsten im Werk des Architekten T. Rein, vor allem in den Terrassenhäusern in Pärnu (1972-1981). In seinem Entwurf schlägt Rein ein zusammenhängendes, multifunktionales Apartmentgebilde für 1.500 Einwohner/innen vor, das aus einem zentralen sechzehngeschossigen Turm mit Geschäften und Restaurants im Erdgeschoss und viergeschossigen Wohnhäusern besteht. Eine infrastrukturelle Achse mit Kindergarten und Sportzentrum sollte die residuelle Achse kreuzen. Dieser Plan, der nur teilweise realisiert wurde, stand in enger Korrespondenz mit den radikalen Vorstellungen der russischen Konstruktivisten und dem visionären Modernismus von Le Corbusier.

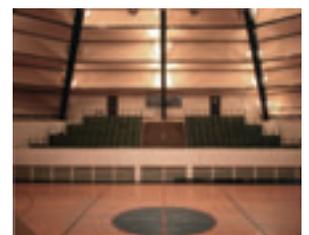
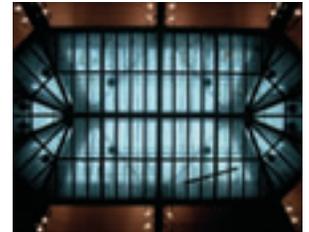
Nach der Unabhängigkeit

In Estland ging der 11. September 1988 als Tag der „Singenden Revolution“ in die nationale Geschichte ein. Bei einer Kundgebung auf dem Tallinner Sängerbühnenfeld sangen rund 300.000 Menschen Lieder für ihre Unabhängigkeit. Die offizielle Anerkennung der Unabhängigkeit Estlands erfolgte schließlich am 6. September 1991.

Doch der langwierige Streit zwischen Russen und Esten um die Verlegung des bronzenen Denkmals zur Erinnerung an die sowjetischen Gefallenen des Zweiten Weltkriegs vom Stadtzentrum Tallinns auf einen abseits gelegenen Soldatenfriedhof zeigt, dass Architektur und Monumente auch im postsowjetischen Zeitalter Projektionsflächen für nationale Identitätsstrategien bilden.

Klaus Ronneberger / Georg Schöllhammer

*Rechercheteam: Georg Schöllhammer (Leitung), Klaus Ronneberger, Markus Weisbeck, Heike Ander
Local Modernities wird gefördert von der Kulturstiftung des Bundes*



links:
Tallinn: Sängerbühnenfeld (1957-60, Architekten A. Kotli und H. Sepmann)

rechts:
Rapla: Kolchosa-Verwaltungsgebäude, Sporthalle (1971-77, Architekt T. Rein)
Fotos: Markus Weisbeck



Keine Insel, nirgends

Zum Scheitern der Werkbundsiedlung Wiesenfeld in München

Neue Wege wollte man beschreiten, innovative Siedlungstypen planen. Darüber schienen sich alle einig: der Werkbund Bayern als Initiator des Projektes Werkbundsiedlung Wiesenfeld, die Bauträger und die Vertreter der Stadt München. Dass sich das Preisgericht des internationalen Wettbewerbs im April 2006 für den Entwurf des Japaners Kazunari Sakamoto entschieden hat, war nach der Stellungnahme der Optanten und Bauherren „die bewusste Entscheidung, gewohnte Vorstellungen von der Münchner Stadtlandschaft zu verlassen und das urbane Wohnen neu zu interpretieren.“¹

Doch mit dem Wettbewerbsgewinn von Sakamotos Island plan (siehe archplus 183) begann eine polarisierende Debatte um die Realisierbarkeit des Entwurfes. Trotz der Weiterentwicklung über anderthalb Jahre, einer Stadtratsanhörung im Juni 2007 und entgegen dem Entscheidungsvorschlag des Referats für Stadtplanung und Bauordnung wurde der Werkbundsiedlung Wiesenfeld am 26. September 2007 in der Münchner Stadtratsabstimmung der Garaus gemacht. Nach Auffassung der rot-grünen Mehrheitsfraktion hat das Projekt zu viele Mankos, insbesondere hinsichtlich der Fragen von Energieeinsparung und Kosten. Walter Zöllner, Planungsexperte der CSU und leidenschaftlicher Befürworter der Planung von Sakamoto dagegen warf dem Münchner Oberbürgermeister „prinzipielle Mutlosigkeit im Baugeschehen“ vor und bezichtigte die städtischen Wohnungsbaugesellschaften, sie hätten sich durchgesetzt, da sie nur das bauen wollten, was sie schon immer gebaut haben.

Chronik eines verhinderten Projektes
Die Erwartungen an die Ergebnisse des Wettbewerbs im Jahr 2006 waren hoch. Dass keiner der Architekten

aus der Vielzahl der Forderungen nach Energieeffizienz, Ökologie, Wirtschaftlichkeit, Innovationen von Wohnformen und Städtebau sowie Nutzungsvariabilität ein Patentrezept zusammenbrauen konnte, damit der Entwurf als Modellprojekt für jedes Thema stehen kann, ist nicht verwunderlich. Vielmehr war es notwendig, dass die Architekten selbst Schwerpunkte setzten; im Falle von Sakamoto waren es sozialräumliche Komponenten. Die unzureichende Abstimmung der „Tokioter Würfelhäuser“ mit der bayerischen Bauordnung, die zunächst lautstark beklagt wurde, war nach der Beauftragung von Söldner und Stender Architekten und Stadtplaner ausgeräumt, in deren Büro fortan auch Mitarbeiter von Sakamoto arbeiteten. Schade findet Dirk Stender, dass anschließend hauptsächlich an der Kubatur der Häuser gearbeitet werden musste, um sie wirtschaftlicher zu machen; gerne hätte er die Grundrisse in den ungerichteten Häusern weiterentwickelt und sich den Fragen zugewandt, „die als unlösbar hingestellt worden sind, bisher aber noch gar nicht weiter bearbeitet werden konnten.“ Da die Stadt München das Grundstück an die Bauherren veräußern wollte, sollten 50 Prozent der Wohnungen öffentliche Förderung erhalten. Die Planung von Sakamoto überschreitet die Förderrichtlinien aufgrund der schlanken Baukörper und ihres ungünstigen Verhältnisses von Geschossfläche und Außenwandfläche zu Nutzfläche; nicht zuletzt auch wegen der sprunghaften Baupreiserhöhungen der jüngsten Zeit.

Zur Stadtratsanhörung im Juni wurden überarbeitete Pläne präsentiert. Von ursprünglich 42 Häusern waren noch 24 mit ausgedehnteren Kubaturen verblieben. Kritiker beklagten, dass die Rationalisierung die Poesie

des Entwurfes gemindert hätte, doch die Kosten waren nun niedriger und Sakamoto erklärte, er sei zuversichtlich, dass bei der jetzigen Überarbeitung die gemeinsamen Ziele weiterhin erreicht werden könnten.

Zu den Zielen der Überarbeitung gehörte auch die Energieeinsparung. Das Flächen-Volumen-Verhältnis der viergeschossigen Wohnhäuser war mit 0,44 etwas ungünstiger als bei üblichen Geschosswohnungsbauten, die acht- und die elfgeschossigen Gebäude liegen mit 0,33 bzw. 0,32 im üblichen Bereich. Für den Standard KfW 40 hätten sich die Investitionskosten um durchschnittlich 74 Euro pro qm Wohnfläche netto erhöht.² Dies aber lief der Bestrebung, die Kosten zu senken, zuwider. Die Mehrkosten der Planung Sakamotos für den Bereich des geförderten Wohnungsbaus – 200 bis 300 Wohnungen – hätten 11,9 Millionen Euro betragen (inklusive verbessertem Energiestandard, Stellplätzen, studentischem Wohnen und einem Risikozuschlag von 20 Prozent), die aus dem Budget des Programms „Wohnen in München IV“ entnommen werden sollten. Das wiederum hätte den Entfall der Förderung von 132 Sozialwohnungen zur Folge gehabt und wurde daher vom Sozialreferenten Friedrich Graffe, SPD, abgelehnt.

Doch welcher experimentelle Wohnungsbau in Deutschland kann ohne Sonderfördermittel entstehen? Das Quartier Wiesenfeld ist mit 5,5 Hektar Fläche vergleichsweise klein. Eine Stadt wie München „mit einer funktionierenden Immobilienwirtschaft und dem Potenzial einer boom-town ... sei doch eine gute Ausgangssituation, um nicht nur den Markt zu bedienen, sondern auch einmal ein Experiment zuzulassen“, so der Werkbundvorsitzende Hannes Rössler.⁴ „Ein wirklich innova-

tives Projekt ... ist viel schwieriger durchzusetzen als der Standard. Aber Standard wäre keine Werkbundsiedlung. Wir wollen kein verrücktes Projekt machen. Es soll eine wohlkalkulierte Innovation sein, die bewusst die Grenzen des Üblichen überschreitet. Und ich glaube, das ist es, was die Widerstände wirklich verursacht hat.“⁴

Dass die Grünen im Münchner Stadtrat angesichts der kommenden Wahlen ihr kommunalpolitisches Profil stärken und aus diesem Grund auf das Thema der Energieeinsparung setzen, ist verständlich. Doch das Potenzial der Werkbundsiedlung liegt woanders: in der Nachbarschaft, im Sozialen, einer zeitgenössischen Form der Partizipation und der entsprechenden offenen Struktur des Städtebaus. Um so verwunderlicher, dass ausgerechnet die SPD-Fraktion das soziale Konzept für das Zusammenleben unterschiedlicher Gruppen auf engstem Raum moniert.

Nun soll das Referat für Stadtplanung und Bauordnung gemäß dem Stadtratsbeschluss einen neuen städtebaulichen Wettbewerb für das Gelände mit einer Erweiterung bis zur Dachauer Straße ausschreiben. Stadtbaurätin Merk glaubt, dass „es eine Öffnung und Bereitschaft (gibt), sich mit diesen Themen auseinander zu setzen. Ich hoffe nicht, dass die heutige Entscheidung so zu verstehen war, dass man jetzt zur normalen Tagesordnung übergeht. Aber es bleibt schwierig.“³

Der Werkbund wird jedoch nicht mehr partizipieren. Die Werkbundsiedlung Wiesenfeld bleibt Utopia, einer der Nichtorte, von denen es in der Architekturgeschichte bereits so viele gibt.

Michaela Busenkell

1 Pressemitteilung Arge Bauträger Werkbundsiedlung, 4.4.2006

2 Gutachten Prof. Hausladen, Prof. Steffan

3 Stadtbaurätin Dr. Elisabeth Merk im Gespräch mit Michaela Busenkell am 26.9.2007 nach der Entscheidung des Stadtrates

4 „Die Grenzen des Üblichen überschreiten“ – Michaela Busenkell im Gespräch mit Hannes Rössler und Matthias Ottmann, Baumeister 8 / 2007, S. 62 ff.

EDITION · LE MONDE *diplomatique* 2007 N° 2 14-0

Die Globalisierungsmacher

Konzerne, Netzwerke, Abhängigkeit

Ab 11. Oktober: Die Edition N° 2
Bestellen: www.monde-diplomatique.de. Oder in Ihrer Buchhandlung.

ISBN 978-3-937683-14-0
8,50€

 **LE MONDE** *diplomatique*
 Der globale Blick

Zum Tod von Konrad Wohlhage

Wie und wann wir uns kennen gelernt haben, erinnere ich nicht mehr genau. Es muss in Berlin gewesen sein, noch vor dem Fall der Mauer, etwa 1988. Konrad Wohlhage war jedenfalls schon aus Delft zurück, Assistent an der TU Berlin und begann zusammen mit Hilde Léon ein Büro aufzubauen. Er fiel mir auf als jemand, der sich Zeit nahm – zum Nachdenken, Schreiben, und später auch zum Zeichnen. Und ebenso behutsam verhielt er sich: nachdenklich, eher zurückgenommen, kaum laut, hinter einem Lächeln sich verbergend.

Genauer habe ich ihn erst in der späteren Zusammenarbeit kennen gelernt; zuerst beim Projekt Berlinmodell Industriekultur, das archplus mit Otl Aicher gemeinsam durchführte, und Anfang der 1990er Jahre bei der Konzeption verschiedener archplus Ausgaben. Zwar konnte er sich aus Zeitgründen nur partiell an der Redaktion beteiligen, dennoch nahm er eine wichtige Rolle wahr: Er wirkte als Korrektiv, das den Überschwang an Ideen, die aus der Zuspitzung des Themas folgten, korrigierte und mit den Erfahrungen der Praxis vermittelte. Denn er war mittlerweile zum ausgewiesenen Praktiker geworden – das Büro mit Hilde Léon, später kam noch Siegfried Wernik hinzu, begann sich zu etablieren und überzeugte zunehmend durch beispielhafte Projekte. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang nur das als neues Stadttor zum Berliner Westen fungierende Bürogebäude am Halensee.

Das war die eine Seite seines Schaffens. Durch Diskussionen, Beiträge und Anregungen suchte er die durch „Delirious New York“ vorgegebene und durch Projekte wie Melun-Sénart, La Défense, Zentrum für Kunst und Medientechnologie in Karlsruhe von OMA weiter bestärkte Linie von archplus auf die Berliner Tradition und auf Berlin zu beziehen. In seinen Beiträgen zur Metropole Berlin erinnerte er deshalb an die Arbeit von Martin Wagner in den 1920er Jahren, an das Seminar und das Konzept „Grünes Stadthäufel“ von OMA in den 1960/70er Jahren. Damit begann er eine Auseinandersetzung um die Zukunft der Stadt Berlin anzustoßen, die heute noch im Gange ist und in der seine Stimme nun für immer fehlen wird.

Nikolaus Kuhnert

Urban Age Award

Erst die Konferenz, jetzt der Preis: Begleitend zur Urban Age Konferenzreihe wird die Deutsche Bank von 2007 an jährlich den Deutsche Bank Urban Age Award vergeben. Mit dem Award sollen Projekte und Initiativen ausgezeichnet werden, die unterschiedliche Akteure durch neue Allianzen dazu ermutigen, Verantwortung für ihre Stadt zu übernehmen und Lebensraum und Lebensbedingungen ihrer Bewohner zu verbessern. Der Preis ist mit 100.000 US-Dollar dotiert und wird zum ersten Mal im November 2007 im Rahmen der Urban Age Konferenz an Stadterneuerungsprojekte in Mumbai verliehen. Zuvor konnten Projekte zu den Themen Wohnen, Arbeiten, Infrastruktur und Verkehr, Öffentlicher Raum, Gesundheitsvorsorge, Bildung und Kultur eingereicht werden. Juryvorsitzender ist Ricky Burdett, Direktor des Urban Age Projekts und Professor an der London School of Economics and Political Science. Weitere Jurymitglieder sind Anthony Williams, ehemaliger Bürgermeister von Washington DC, Shabana Azmi, Schauspielerin und Aktivistin, Suketu Mehta, Autor, und Rahul Mehrotra, Architekt. Die Urban Age Konferenz 2008 tagt in Sao Paulo. Weitere Informationen unter www.urban-age.net

Buchtipps

Oswald Mathias Ungers, Großformen im Wohnungsbau, Reprint, hrsg. von Erika Mühlthaler, Universitätsverlag der TU Berlin, Berlin 2007; zu bestellen unter: Publikationen@ub.tu-berlin.de

Marc Angéilil, Indizien zur politischen Ökonomie urbaner Territorien, Niggli Verlag, Zürich 2006

Le Corbusier. The Art of Architecture, hrsg. von Alexander von Vegesack, Stanislaus von Moos, Artur Rüegg, Mateo Kries, Vitra Design Museum, Weil am Rhein 2007

Museum Rietberg. Die Erweiterung, Grazioli und Krischanitz Architekten. Essays von Thomas Hürlimann, Elisabeth von Samsonow, Judit Solt, Martin Steinmann, Fotos von Heinrich Helfenstein und Margherita Spiluttini, Stadt Zürich, Zürich 2007

All We Need. Ein Buch über Bedürfnisse, Ressourcen und Fairness, hrsg. von Holzer Kobler Architekturen & Lart interactive, Lars Müller, Basel 2007

Golden Years. Materialien und Positionen zu Queerer Subkultur und Avantgarde zwischen 1959

Justin Akers Chacón
 Mike Davis
Crossing the Border
 Migration und Klassenkampf in der US-amerikanischen Geschichte
 September 2007
 ISBN 978-3-935936-59-0
 352 S. | 20,-



Mike Davis
Eine Geschichte der Autobombe
 Juni 2007
 ISBN 978-3-935936-58-3
 232 S. | 20,-



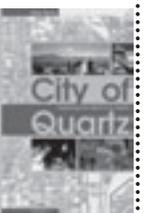
Mike Davis
Planet der Slums
 Februar 2007
 ISBN 978-3-935936-56-9
 256 S. | 20,-



Mike Davis
Die Geburt der Dritten Welt
 Hungerkatastrophen und Massenvernichtung im imperialistischen Zeitalter
 ISBN 978-3-935936-43-9
 464 S. | 20,-



Mike Davis
City of Quartz
 Ausgrabungen der Zukunft in Los Angeles
 ISBN 978-3-935936-37-8
 424 S. | 22,-



Assoziation A

und 1974, hrsg. von Dierich Diederichsen, Christine Frisinghelli, Christoph Gerck, Matthias Haas, Juliane Rebentisch, Martin Saar und Ruth Sonderegger, Edition Camera Austria, Graz 2006

1937. Perfektion und Zerstörung, hrsg. von Thomas Kellein, Ernst Wasmuth Verlag, Tübingen 2007

Markus Rathgeb, Otl Aicher, Phaidon Press, London 2006

piktogramme, die einsamkeit der zeichen, Kunstmuseum Stuttgart, Stuttgart 2007

Andreas Butter, Neues Leben, neues Bauen. Die Moderne in der Architektur der SBZ/DDR 1945-1951, Verlag Hans Schiller, Berlin 2006

Topologie. Zur Raumbeschreibung in den Kultur- und Medienwissenschaften, hrsg. von Stephan Günzel, transcript Verlag, Bielefeld 2007

DELTA[®]System

DÖRKEN

DELTA[®] schützt Werte. Spart Energie. Schafft Komfort.

DELTA[®]-COOL

Ihre Sicherheit für ein angenehmes Raumklima!

- Phase Change Material für Gebäude in Leichtbauweise.
- Kühlt und wärmt ohne jegliche Energiezufuhr.
- Schont den Geldbeutel und die Umwelt.
- DELTA[®]-COOL 28 – der Wärmespeicher in Glasfassaden: Macht Sonnenenergie nutzbar.
- DELTA[®]-COOL 24 – die innovative Lösung oberhalb von abgehängten Decken: Wohlfühl-Atmosphäre leicht gemacht.

Dörken GmbH & Co. KG · 58311 Herdecke · www.doerken.de

Ein Unternehmen der Dörken-Gruppe.

In der Fakultät Design, Studiengang Innenarchitektur, ist zum Wintersemester 2008/09 oder später eine

Professorenstelle (BesGr. W 2)

zu besetzen.

Lehrgebiete: **Raumkonzeptionelle Gestaltung und deren Umsetzung**

Der Studiengang Innenarchitektur zeichnet sich durch die intensive Interaktion von gestalterischer und technischer Grundlagenlehre mit konkreter Projektarbeit aus und ist eingebettet in die Fakultät Design, zu der auch die Studiengänge Integriertes Produktdesign, Architektur und Bauingenieurwesen zählen.

Neben der klassisch definierten Innenarchitektur liegt der Schwerpunkt des Studienganges auf der Entwicklung ganzheitlicher Objekt- und Raumkonzepte, in denen innenarchitektonische, szenografische und dramaturgische Aspekte der räumlichen Gestaltung interdisziplinär zu Erlebniswelten verschmolzen werden. Dieser Themencenter beinhaltet Ausstellungskonzeption und Bühnendesign ebenso wie Kommunikationsdesign, Messestand-, Licht- und Eventdesign.

Gesucht wird eine kreative Persönlichkeit aus dem In- oder Ausland mit innenarchitektonischem Ausbildungs- und Praxisintergrund, möglichst transdisziplinärem Erfahrungsprofil bezüglich raumkonzeptioneller Gestaltung und Umsetzung sowie nachweislicher Affinität zu Humanwissenschaften, Kunst und Kultur. Kenntnisse innovativer Material- und Medientechnologie werden vorausgesetzt. Da die Integration verschiedenster gestalterischer, technischer und kommunikativer Ansätze starke soziale und organisatorische Kompetenz erfordert, ist insbesondere der Nachweis struktureller und methodischer Bewältigung gestalterischer, planerischer sowie umsetzender, teamorientierter Prozesse unverzichtbar. Ausdrücklich erwünscht sind regionale, nationale und internationale aktive Kontakte zu Kunden aus Kultur und Industrie und die Bereitschaft, sie als Projektpartner zu gewinnen und einzubinden.

Als Bewerber/innen kommen also Persönlichkeiten mit ausgewiesener, mehrjähriger qualifizierter Berufspraxis (außerhalb der Hochschule) und fundierten Kenntnissen im Entwickeln, Planen und Umsetzen raumgestalterischer Konzepte in Betracht. Die neben der Lehrtätigkeit intensive, studentorientierte Betreuung fachübergreifender Projektarbeiten im künftigen Bachelor- und Masterstudiengang erfordert hohe Präsenz. Es wird die Bereitschaft vorausgesetzt, aktiv an der weiteren internen und öffentlichkeitswirksamen Entwicklung der Fakultät mitzuwirken.

Einstellungsvoraussetzungen sind:

- Abgeschlossenes Hochschulstudium in anderen als Fachhochschulstudiengängen oder ein in einem förmlichen Verfahren als laufbahnrechtlich gleichwertig anerkanntes abgeschlossenes Studium in einem Fachhochschulstudiengang. Die besondere Befähigung zu wissenschaftlicher/künstlerischer Arbeit ist durch die Qualität einer Promotion oder anderweitig (Gutachten über promotionsadäquate wissenschaftliche oder über zusätzliche künstlerische Leistungen) nachzuweisen. Alternativ hierzu sind in Ausnahmefällen ein Fachhochschulabschluss und eine erfolgreich abgelegte Promotion ausreichend.
- pädagogische Eignung;
- besondere Leistungen bei der Anwendung oder Entwicklung wissenschaftlicher Erkenntnisse und Methoden in einer mindestens fünfjährigen beruflichen Praxis, von der mindestens drei Jahre außerhalb des Hochschulbereichs ausgeübt worden sein müssen.

Es ist beabsichtigt, Sie bei Vorliegen der beamtenrechtlichen Voraussetzungen in ein Beamtenverhältnis auf Probe/Lebenszeit zu berufen. Die Stelle ist teiltzeitgeeignet. In diesem Fall ist die Beschäftigung in einem privatrechtlichen Dienstverhältnis vorgesehen.

In das Beamtenverhältnis kann berufen werden, wer das 52. Lebensjahr noch nicht vollendet hat. Schwerbehinderte werden bei ansonsten gleicher Eignung bevorzugt eingestellt.

Die Hochschule für angewandte Wissenschaften Fachhochschule Coburg strebt eine Erhöhung des Frauenanteils an und begrüßt deshalb ausdrücklich die Bewerbungen von Frauen.

Weitere Auskünfte über das Sekretariat des Studiengangs Innenarchitektur unter E-Mail: fuchs@hs-coburg.de

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen (Lebenslauf, Zeugnisse, Nachweise über den beruflichen Werdegang und die wissenschaftlichen Arbeiten) werden innerhalb eines Monats nach Erscheinen dieser Anzeige erbeten an den **Präsidenten der Hochschule für angewandte Wissenschaften Fachhochschule Coburg, Friedrich-Streib-Str. 2, 96450 Coburg.**

Zollverein International Architecture Symposium

November 30, 2007 . 6 pm - 10 pm
December 1, 2007 . 10 am - 4 pm

Zollverein School, Essen / Germany

Pier Vittorio Aureli, Teddy Cruz, Bjarke Ingels, Anna Klingmann, Andrej Kupetz, Duncan Lewis, Elisabeth Merk, Ilka & Andreas Ruby, Jean-Philippe Vassal, Oliver Wittke.

Medienpartner



BauNetz[®]

archplus

gefördert durch



NRW.



Partner

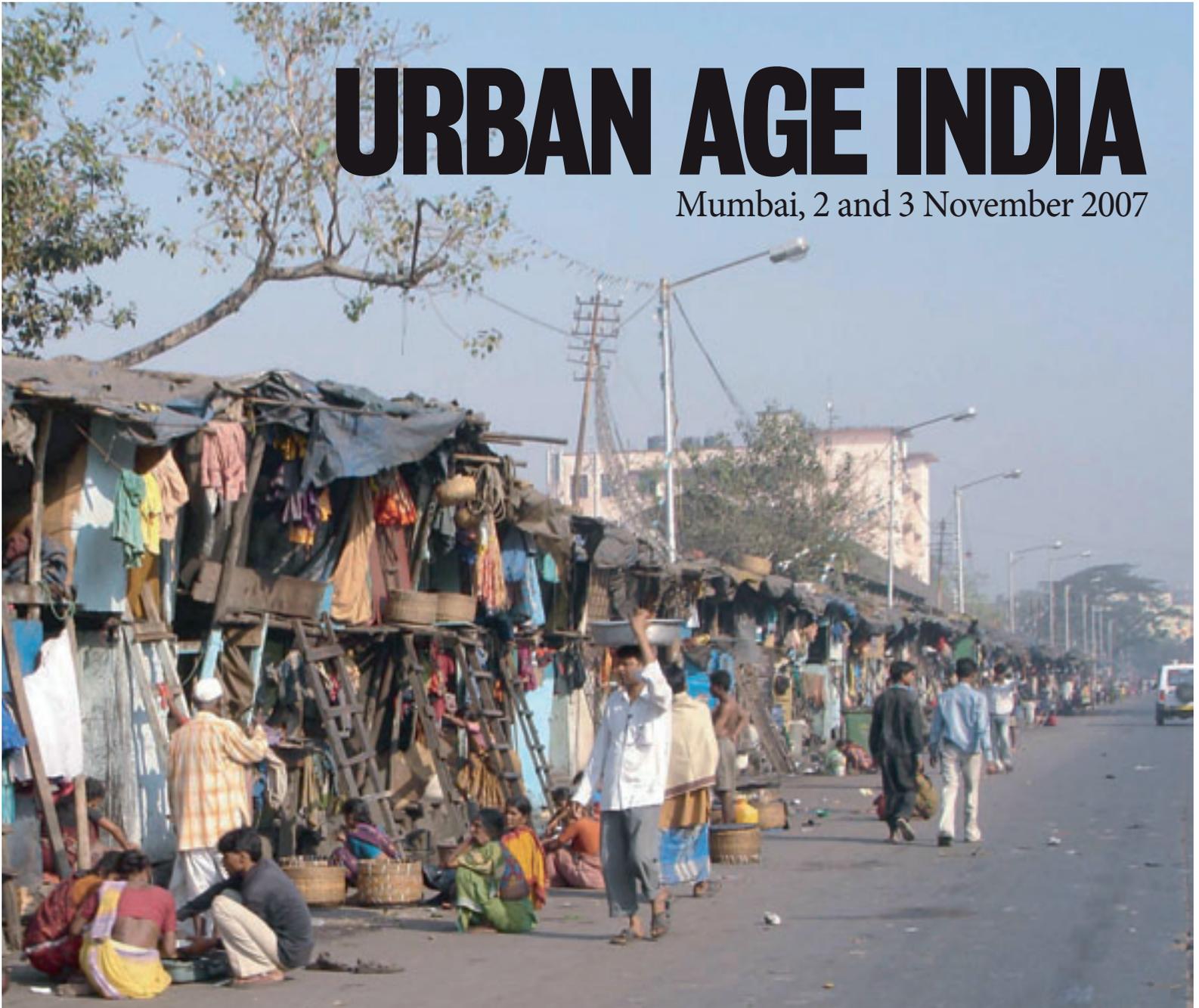
ENTWICKLUNGSGESELLSCHAFT
ZOLLVEREIN MBH

zollverein  school

Beyond the Icon

URBAN AGE INDIA

Mumbai, 2 and 3 November 2007



Urban Age aims to shape the thinking of urban leaders and the practice of sustainable urban development. Organised by the London School of Economics and Political Science and Deutsche Bank's Alfred Herrhausen Society, Urban Age is structured around international and multidisciplinary conferences, events and research supporting the creation of a new urban agenda for global cities.

Urban Age activates and sustains an ongoing worldwide dialogue between national government, city mayors and internationally renowned urban specialists. Combining practical and theoretical expertise from different disciplines, Urban Age establishes the connection between quality of life and the quality of the built environment in cities.

Urban Age India is investigating how the Indian nation confronts its step-change in urban growth and economic development at the beginning of the 21st century. Governance structures in cities as diverse as New York City, Shanghai, London, Mexico City, Johannesburg and Berlin will be put into sharp focus with developments in Mumbai, Kolkata, Bangalore and Delhi.

The Urban Age India conference is presented in partnership with the National Institute of Urban Affairs, the Tata Institute of Social Sciences and the University of Mumbai.

For further information please visit the Urban Age website at www.urban-age.net

